

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1913

135 (13.6.1913) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 44

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 44. Karlsruhe, Freitag den 13. Juni 1913. 33. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 44:
Skavenhandel und Skavenjagden im 18. und 19. Jahrhundert. — Waten unsere armen Dichter auch Naturfreunde? — Akerici. — Eingegangene Bücher. — Für unsere Frauen.

Skavenhandel und Skavenjagden im 18. und 19. Jahrhundert.

Am 1. Januar waren es fünfzig Jahre, daß der damalige Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, Lincoln, sein bekanntes Edikt erließ, wonach alle Skaven in den abgefallenen Staaten frei sein sollten. Aus diesem Grunde mag es angebracht sein, einen Rückblick zu werfen auf den Skavenhandel und auf die afrikanischen Skavenjagden, die eine Begleitererscheinung der Sklaverei in Amerika waren. Dieser Skavenhandel und diese Skavenjagden in Afrika gehören zu den entsetzlichsten Erscheinungen der Geschichte. Selbst in den blutigsten Kriegen sind keine größeren Grausamkeiten begangen worden, als bei diesen Jagden auf Menschen, nirgends hat die Geldgier, die Sucht nach Bereicherung schlimmere Degen gefeiert, und wenn Karl Marx einst schrieb, daß das Kapital bei einer entsprechend hohen Verzinsung Verbrechen auf Verbrechen häufe, so hat er vielleicht in erster Linie an diesen Skavenhandel und an diese Skavenjagden gedacht. Der Skavenhandel war auch im Mittelalter keine seltene Erscheinung, und die venezianischen Großkaufleute verdienten sogar am Handel mit Skaven ganz bedeutende Summen. Aber zu einer Massenerscheinung, wie zum Beispiel im alten Rom, konnte der Skavenhandel im Mittelalter doch nicht werden; denn fast allgemein fehlte es an der Voraussetzung, Skaven in großem Umfange verwenden zu können. Erst mit der fortschreitenden Entwicklung Amerikas, mit der Urbarmachung weiter Landstriche in diesem Erdteil und mit der zunehmenden Plantagewirtschaft in Nord-, Süd- und Zentralamerika war wieder die Benutzung großer Skavencharen möglich. Da sich aus den Vorlesungen ergab, daß die Negler auf den Plantagen am besten zu verwenden waren, so machte sich bald ein starker „Bedarf“ nach solchen Skaven bemerkbar und die „christlichen“ Kapitalisten und Schiffsreedereuropas, die bibelstetsen Engländer, die fromtkatholischen Franzosen, Spanier und Portugiesen und die nicht minder frommen Holländer, begannen denn auch bald einen schwunghaften Handel mit schwarzen Menschen aus Afrika. Waren doch bei diesem Handel kolossale Summen zu verdienen, Prozente, wie sie in gleicher Höhe wohl nur in Ausnahmefällen wieder erzielt werden können.

Wir wollen bei unsern Betrachtungen die früheren Perioden unberücksichtigt lassen und nur den Skavenhandel und die Skavenjagden betrachten, wie sie sich in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts entwickelten. Bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird die Zahl der aus Afrika ausgeführten Skaven jährlich auf mehr als 100 000 eingeschätzt. Von diesem Handel hatten sich die Engländer den Hauptanteil gesichert; denn sie führten rund 60 Prozent der Gesamtzahl aus, auf die Franzosen kamen ungefähr 23 000, auf die Holländer 11 000, auf die Portugiesen 7 000 und auf die Dänen etwas über 1 000. Wahrscheinlich muß diese Zahl aber noch etwas erhöht werden; denn es wird kaum gelingen sein, alle Skavenschiffe zu registrieren. Hatte zum Beispiel so ein Skavenhändler an irgendeiner wenig befahrenen Küstenstrecke eine besonders gute „Quelle“ entdeckt, eine Etde, wohin keine Skavenhändler kamen, und wo demnach die Menschen besonders billig zu kaufen waren, so wird er sich gehütet haben, den Kollegen von der ehrenwerten Kunst der Menschenhändler Mitteilung von seiner Entdeckung zu machen, er ließ dann mit seinem Schiff an keinem der bekannten Skavenhändlerhäfen an, und so wurde sein

Schiff nicht registriert. In Amerika aber wußten auch viele die Registrierung zu vermeiden. Um der Bezahlung der Gebühren zu entgehen, wurden die Skaven an irgendeiner wenig bewohnten Küste ausgelegt, und das Schiff lief dann mit Ballast in den Hafen ein. Aber die Zahl der ausgeführten Skaven ist noch lange nicht identisch mit der Zahl der Bewohner, die Afrika in jedem Jahre einbüßte; denn bei den Skavenjagden kamen weit mehr Menschen um, als Skaven ausgeführt wurden. Ganz vorzüglich schätzbare Kenner des Skavenhandels berechneten, daß zu je 100 zum Verkauf gestellten Skaven mindestens 150 kamen, die bei den Skavenjagden das Leben verloren; von anderen Kennern des Skavenhandels aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde sogar behauptet, daß bei einer Ausfuhr von 100 000 Skaven noch 400 000 Menschen niedergemacht worden seien. Große Scharen von Skaven büßten auch bei den mühseligen Wanderungen aus dem Innern nach der Küste das Leben ein.

Durch den Skavenhandel wurde in der Bevölkerung Afrikas eine fürchterliche Demoralisation und Korruption herbeigeführt. Eltern verkauften ihre Kinder, Kinder den Vater, die Mutter, Brüder, Schwestern und andre Verwandte. Die Negerhäuptlinge überließen die Dörfer des eignen Stammes, um Menschen einzufangen, andre Hauptlinge unternahmen große Streifzüge, um für die Skavenhändler Menschenware aufzubringen. Das kleinste Vergehen in einem afrikanischen Dorfe wurde von dem Hauptlinge mit dem Verkauf in die Sklaverei bestraft. Alte Männer, wenn sie sonst noch kräftig genug schienen, junge Frauen, Büßchen von 6—8 Jahren, ja selbst Säuglinge wurden aufgegriffen und mühten den leidensvollen Weg an die Küste angetreten. Als Wertmaßstab beim Skavenhandel in Afrika galten so gut wie ausschließlich Kauris und allerlei Waren wie Branntwein, Tabak, Gewehre, Beile, Messer, Pulver, Baumwollwaren. Bei diesem Handel wurden die afrikanischen Skavenfänger noch auf das gräßlichste betrogen. In Mandschurien und Lancashire fertigten viele Betriebe nur Waren an, die eigens als Umtauschobjekte im afrikanischen Skavenhandel verwendet wurden. Die Gewehre waren schon nach den ersten Schüssen nicht mehr zu gebrauchen, und bei andern Waren war die Qualität nicht besser. In besonders großem Umfange wurde der Branntwein als Tauschobjekt verwendet. Es gab afrikanische Säuglinge, die täglich 5 bis 6 Liter Branntwein tranken, und unter Säuglingen in den Bezirken des Skavenhandels galt der Titel „Co-da, Branntweinrinker“, als ganz hervorragender Ehrentitel. War ein Säugling zum Schnapstrinker geworden, so wandte er alle Mittel an, um immer wieder neue Herden von Skaven einzufangen; denn nur gegen Eintausch von Skaven erhielt er von den europäischen Skavenhändlern den nötigen Schnaps.

Fürchterliche Leiden hatten die Skaven beim Transport zur Küste auszuhalten, auf wüsten Strecken, die sich Hunderte von Meilen hinzogen. Um die eingefangenen Menschen an Entlaufen und an einer Empörung zu verhindern, mußte jeder Sklave ein langes schweres Stück Holz von 9 bis 10 Fuß tragen, das vermittels eines eisernen Rings um den Hals befestigt war. Das Holzstück hing vorn herunter und war natürlich bei jeder schnelleren Bewegung ein Hindernis. Beim Marsch bildeten die Skaven eine lange zusammenhängende Kette, und die Holzstücke wurden dann so getragen, daß ein jeder Sklave das Holzstück seines Hintermanns auf den Schultern liegen hatte. Das Holzstück des vordersten Skaven dagegen lag auf den Schultern eines Führers des Skaventransports. Manche Händler legten auch um den rechten Arm eines jeden Skaven einen eisernen Ring, an dem ein großer, schwerer Holzblock befestigt war, der auf den Schultern oder auf dem Kopf getragen werden mußte. Nur Frauen und Kinder waren in der Regel von dem Tragen dieser:

arterium, welche die Aufmerksamkeit aller Beobachter der menschlichen Natur auf sich gelenkt haben. Einige dieser Gefahren sind linderungslos, andere hingegen sind es nicht. Vielleicht ist die Lebensmüdigkeit die bedenklichste aller geistigen Veränderungen, welche im Klimakterium auftritt. Diese kann in jedem Grade, vom fast unmerklichen Verlust des Interesses am Leben und allem, was der Verlust voraussetzt, bis zum vollständigen Lebensüberdruß sich zeigen. Die Lebenslust und das beständige Streben, sich zu erhalten, und zu verlängern, ist der Grundtrieb jedes menschlichen Wesens, und mit Recht, deshalb ist es notwendig, sich Aufklärung darüber zu verschaffen, wie man die Wechseljahre übersteht und ein hohes Alter erreichen kann. Deshalb kann die Lektüre vorliegender Schrift empfohlen werden.

Für unsere Frauen.

Das Museum des Elends.

Die jungrepublikanische Liga, ein katholisch-demokratischer Verein, veranstaltet unter dem Namen „Museum des Elends“ in verschiedenen Vierteln von Paris Ausstellungen, die die traurige Seite der berühmten Pariser Frauenluxusindustrie enthüllen. Die Ausstellungen finden in gerade leerstehenden Läden statt und sind wegen des häufigen Wechsels des Platzes geeignet, dem Publikum recht mühelos die gewünschten Einblicke zu verschaffen. Sie erinnern an die Berliner Heimarbeitersausstellung und die Heimarbeitersgruppe der belgischen Sozialisten in der Brüsseler Weltausstellung, ohne diese in bezug auf Systematik und umfassende Darstellung zu erreichen.

Jeder Gegenstand der Ausstellung trägt eine Etikette mit Angabe des dafür gezahlten Lohnes, der erforderlichen Arbeitszeit und des Tagesverdienstes der Arbeiterin; mancher auch den Verkaufspreis. Die Wohlfeilheit der Frauenwäsche in den Pariser Warenhäusern ist bekannt, die Ausstellung zeigt aber, welche enormen Unternehmergewinne noch in diesen Kreisen stecken. Eine feine Chemisette, die von der Arbeiterin als selbst erdientes Modell gearbeitet wurde, brachte ihr einen Lohn von 1 Fr. 25 Cent.; Herstellungskosten 1 Fr. 25 Cent., Verkaufspreis — 5 Fr. 50 Cent.; der reichlichste Zuerkennung von Regieauslagen ein Wuchergewinn. Die Arbeiterin bringt es bei zehnstündiger Arbeit auf 1 Fr. 80 Cent. täglich. Eine Erzeugerin von billiger Dubendware in Chemisetten verdient täglich höchstens 1 Fr. 40 Cent. und wieder wird der Artikel, dessen Gesamtkosten nicht ganz 1 Fr. betragen, um 2 Fr. 40 Cent. verkauft. Die Verfertigerin der Zeitung „La Francaise“ sah eine gefütterte Seidenjacke, deren Herstellung einen Tag dauerte und mit 10 Cent. bezahlt wurde, ein ganzes Kostüm, dessen Arbeitslohn 1 Fr. 20 Cent. betrug. Man sieht Schürzen, die den Arbeiterinnen Stundenlöhne von 7½ Cent., also Tagelöhne von 75 Cent. einbringen. Gerno wenig verdient eine Näherin von feinen Damenhemden.

Bei der Entlohnung der Heimarbeiterinnen spielt in Paris die Qualität der Arbeit so gut wie keine Rolle. 10 Cent. Stundenlohn verdient sowohl eine Arbeiterin, die eine Mäse ganz selbständig herstellt, als auch eine andere, die Knöpfe auf Knäuten näht. Eine Puppen Schneiderin, die die Stoffe zur Bekleidung der Puppen selbst beistellen muß, verdient 75 Cent., eine Bekleidungsarbeiterin 60 Cent. im Tage. 35 Cent. trägt das Kleben von 1000 Klitten ein, mehr bringt aber eine Arbeiterin an einem Tage nicht fertig.

„La Francaise“ schildert ein melodramatisches Arrangement im Hintergrunde der Ausstellung. Hier ist ein Vorhang angebrocht, der einen Zettel mit der Aufschrift trägt: „Wollt Ihr den Schuldbücheln sehen?“, wird er zurückgezogen, so blickt man in einen Spiegel: Das laufende Publikum trägt die Schuld. Die richtigere Antwort wäre wohl: Der Kapitalismus. — Dem französischen Parlament liegt jetzt ein Minimallohngesetz für die Heimarbeit vor, doch erwartet man von ihm, selbst wenn es durchgehen sollte, keine große Besserung, da die Handhabung der Arbeiterüberwachungsbeamten in Frankreich ziemlich lax ist. Es bedarf noch einer Kräftigung der Arbeiterorganisationen, die über ihre Durchführung wachen sollen.

Kleine Nachrichten.

Die parlamentarische Vertretung der bürgerlichen Frauen. Die zweite Lesung des Staatsangehörigkeitsgesetzes ist wieder einmal ein Beweis dafür, daß sich die bürgerlichen Frauen in keiner Frage auf die parlamentarische Unterstützung ihrer Parteifreunde verlassen können. Der Bund Deutscher Frauenvereine und der Deutsche Verband für Frauenstimmrecht hatten auf begründete Petitionen zum Staatsangehörigkeitsgesetz eingereicht. Die Petition des Frauenstimmrechtsverbandes, die von der nationalliberalen Frau Camilla Zellmer ausgearbeitet worden war, gab einen ausgezeichneten Ueberblick

über die von den Frauen gestellten Forderungen, deren Notwendigkeit an Hand von Tatsachen bewiesen wurde. Aber sie fand keine Beachtung bei den bürgerlichen Parteien. Die Sozialdemokratie mußte sich ihrer annehmen, und die Abgeordneten Dr. Landsberg und Bernstein setzten sich auch mit Wärme für eine bessere rechtliche Stellung der Frau ein. Bei der Abstimmung ergab sich jedoch, daß außer den Sozialdemokraten nur der Däne Hansen dafür stimmte.

Die nationalliberalen und fortschrittlichen Frauen werden nicht gerade erbauet sein von der Haltung ihrer Parteifreunde. Selbstverständlich fahren sie aber in der Agitationsarbeit für die stets verzagenden Parteien lustig fort.

Der Hauptverdienende politisch richtunggebend. Die „Wiener Arbeiterzeitung“ weist auf den Bericht des Amtlichen Sekretärs der Union der Textilarbeiter über die Arbeitsverhältnisse seines Bezirks hin. Dort sind die Männer noch größtenteils Hausweber, die bei 14—16stündiger Arbeitszeit 5—8 Kronen wöchentlich verdienen und durch ihre Anspruchslosigkeit auch die Fabrikalöhne drücken. Die Frauen werden dagegen zum Teil in der S. K. Tabakfabrik beschäftigt, wo sie stabilere und vergleichsweise viel bessere Arbeitsbedingungen haben. Nicht selten werden sie so die Hauptverdienenden in den Familien. Die Tabakarbeiterinnen stehen aber stark unter kirchlichem Einfluß und verpflanzen diesen in ihre Familien. Interessant ist die Erscheinung der Frau als stärkere Verdienerin, die für die politische Gesinnung der Familie richtunggebend ist, diese jedoch an der Wahlurne nur indirekt durch Beeinflussung des Mannes zur Geltung bringen kann.

Frauenwahlrecht in Sicht! Der schöne Sieg der radikalen Parteien in Dänemark bei den Folkethingwahlen am 20. Mai wird zweifellos eine günstige Rückwirkung auf die rechtliche Lage der dänischen Frauen haben.

Bekanntlich besitzen die Frauen in Dänemark seit einigen Jahren das kommunale Wahlrecht. Sie haben bereits zweimal an den allgemeinen Stadtverordnetenwahlen teilgenommen, und jedesmal sind auch eine Anzahl weiblicher Stadtverordnete gewählt worden. In Kopenhagen sind es jetzt dreizehn, unter ihnen fünf Sozialdemokratinnen, und ihre Mitarbeit in der Kommune wird durchweg freundlich begrüßt. Das Parlament ist ihnen jedoch noch verschlossen. Obwohl zuerst unter dem radikalsocialdemokratischen Koalitionsministerium und dann unter der liberalen Regierung im Folkething eine Verfassungsreform angenommen worden war, die neben einem erweiterten Wahlrecht für die Männer auch die Uebertragung des politischen Wahlrechts auf die Frauen vorsah, erlangte die Wahlreform nicht Gesetzeskraft, weil sie vom Oberhaus abgelehnt wurde. Die Bevölkerung hat nun durch ihre Abstimmung bei den Wahlen bewiesen, daß sie eine radikale Verfassungsreform wünscht, und die Regierung wird die Konsequenzen daraus ziehen. Man ist sich noch nicht schlüssig darüber, auf welche Weise der Widerstand des Oberhauses gebrochen werden soll, aber so viel ist sicher, daß das Wahlrecht für die Frauen und die bisher ebenfalls rechtlosen Diensthboten kommen wird. Das kann noch einige Zeit dauern, denn jede Verfassungsreform bedingt die Auflösung der Kamern und Neuwahlen, aber auch die Konservativen werden eingesehen haben, daß es unnütze Kräfteverschwendung ist, der Wahlreform weiter Hindernisse in den Weg zu legen.

Wunderbar ist nur, daß die Frauen in Dänemark so ohne jeden Kampf zu ihrem Ziel gelangen. Ueberall sonst hat man zunächst das Frauenwahlrecht energisch abgelehnt, und es hat starker Propaganda, und hier und da heftiger Kämpfe bedurft, ehe sich eine Majorität für die Frauen fand. Aber die dänischen Frauen sind nicht etwa untätig gewesen. Sie haben still gearbeitet und erreicht, daß Dänemark von allen Ländern im Verhältnis zu seiner Größe und Bevölkerungsziffer die stärksten Frauenstimmrechtsorganisationen hat. Es gibt kaum ein Dorf, in dem nicht organisierte Frauenstimmrechtlerinnen für die Ausbreitung der Idee sorgten. Ganz abgesehen von den in der Sozialdemokratie organisierten Frauen.

Sie haben die Parteien und die Regierung davon überzeugt, daß die Mehrzahl der Frauen tatsächlich das Wahlrecht verlangt, und das hat den Ausschlag gegeben.

Ein deutsches liberales Blatt reklamierete die dänischen Modikalen für sich. Es behauptete, daß die radikale Partei etwa auf dem Boden der fortschrittlichen Volkspartei stehe. Wenn nicht diese Auffassung anders widerlegt werden könnte, so gerügte die eine Tatsache, daß die dänischen Modikalen gemeinsam mit der Sozialdemokratie für das Frauenwahlrecht in Wort und Tat eintreten, während der deutsche Fortschritt an hohen Festtagen wohl von Gleichberechtigung redet und darunter das gleiche Recht der Männer versteht, in der Praxis leider aber fast immer verjagt. In bezug auf die Frauenfrage — und selbstverständlich noch in vielen anderen Dingen — ist er so reaktiv, wie die rechts von ihm haltenden Parteien, und wenn er sich absolut mit einer dänischen Gruppe vergleichen will, so steht ihm der rechte Flügel der dortigen Liberalen am nächsten, wenn er nicht gar zu den Konservativen gerechnet werden müßte.

Dasten befreit; ihnen wurde gewöhnlich der rechte Arm an den Leib gebunden. Links und rechts eskortiert von rohen und gemeinen Ketten, die jeden Augenblick bereit waren, den geringsten Widerstand, ein dumpfes Murren, mit Klintenschiffen zu beantworten, zogen die Herden der Sklaven unter den heißen Strahlen der afrikanischen Sonne dahin. Ziel ein Sklave vor Ermüdung, vor Hunger, Durst oder infolge einer Krankheit hin, so wurde er zunächst mit Peitschenhieben und mit Kolbenstößen traktiert, konnte er auch dadurch nicht mehr zum Aufstehen gebracht werden, so wurde er einfach seinem Schicksal überlassen. Und so waren denn auch die Sklavenstrassen mit Skeletten überfüllt. Um zu beweisen, daß ein Sklave wirklich unterwegs verendet und nicht etwa entflohen war, mußten die Anführer der Sklaventransporte die Ohren der Gestorbenen mitbringen, blieb nun ein Sklave unterwegs krank liegen, so unterließen es die Sklaventransportreure nicht dem Kranken wenigstens die Ohren abzuschneiden. Auf diese Weise hatte sich der Sklaventransporteur jeder Verantwortung entledigt. Frauen, die unterwegs Kinder zur Welt brachten, wurden ohne Aufseht-halt und ohne jede Erleichterung weiter mitgeschleppt; die Peitsche der Sklaventransportreure sauste auf sie ebenso heftig, wie auf einen andern Sklaven, der in seinen Marschleistungen nachließ. War der Weg besonders lang und anstrengend, so kam wohl oft kaum die Hälfte der eingefangenen Sklaven an die Küste, die andern blieben unterwegs liegen, starben in der Sandwüste, unter glühenden Sonnenstrahlen und gemartert vom Durst, einen grausamen Tod, den grausamsten vielleicht, den es geben mag.

Namen die Sklaven an die Küste, so begannen für sie sofort neue Leiden. Bis zur Einschiffung wurden die Sklaven, mit schweren Ketten belastet und paarweise zusammengeschlossen, in die Sklavenhöfe eingesperrt, oft so eng zusammengedrückt, daß der Einzelne kaum genug Platz zu einer Lagerstatt finden konnte. Speisen und Getränke erhielten sie nur so viel, daß sie gerade nicht zu verhungern und zu verdursten brauchten. Infolge des langen Marschs und der schlechten Kost sahen viele der Eingefangenen nur noch wie Gerippe aus, andre waren durch Krankheiten körperlich herabgekommen, und manche hatten auch Fehler an sich. Dadurch wurden viele zum Verkauf ungeeignet, namentlich wenn auf den Sklavemärkten gerade große Mengen von Negern angekommen waren. Die europäischen Händler hatten dann eine so große Auswahl, daß sie jede minderwertige „Ware“ zurückweisen konnten. Mit solchen beim Handel zurückgewiesenen Sklaven machten die afrikanischen Vesiher wenig Umstände. Diese Sklaven wurden dann einfach dem Hungertod preisgegeben oder sie erhielten einen Stein um den Hals und wurden im Meere ertränkt. Es kam auch vor, daß Häuptlinge die nicht verkaufsfähigen Sklaven aus Wut über den entgangenen Gewinn in der schrecklichsten Weise niedermeßeln ließen. Da die zurückgewiesenen Sklaven wußten, welches fürchterliche Los ihnen bevorstand, so bettelten sie oft in der rührendsten Weise um Mitleid, und so erhielten die europäischen Händler auch oft noch Sklaven umsonst. Starben sie unterwegs, nun so wurden sie einfach ins Meer geworfen, vielleicht waren aber doch noch einige Leute darunter, die sich in Amerika zu einem annehmbaren Preis verkaufen ließen. Auch Kinder, die hinfällig waren, wurden von den Sklavenhändlern manchmal ins Meer geworfen. Nachdem der Kauf abgeschlossen war, erhielten die Sklaven ein Brandmal auf den Arm oder auf die Brust gedrückt, ein Wappen, den Namenszug des Schiffskapitäns oder der Handelsgesellschaft. Damit aus den Brandmalen keine schweren Erkrankungen entstehen konnten, die den Wert des Sklaven vernichtet oder vermindert hätten, wurden auf die Wunden etwas Öl, Mehl und Papier gelegt. Bei einem späteren Besitzwechsel in Amerika erhielten übrigens die Sklaven immer wieder neue Brandmale, so daß ein alter Neger oft d... waren Körper mit Brandmalen bedeckt hatte.

(Schluß folgt.)

Waren unsere großen Dichter auch Naturfreunde?

Von Sebastian Hilz in Karlsruhe.

IV.
(Schluß.)

Als Sohn eines leichtsinnigen verschwenderischen Vaters, aber einer um so zärtlich liebenden Mutter, wurde der Dichter Renau, oder mit richtigem Namen Rimbsch v. Strehlenau, in Ungarn geboren. Auf seine frühesten Lebenskeime hatte schon eine gewaltige Katastrophe eingewirkt und mit einer Katastrophe endete seine bedeutendes Leben, welches die Natur mit herrlichen Gaben ausgestattet hatte, die ihn zu höchsten Leistungen befähigten. Schon der Knabe Nikolaus Renau hatte eine große Kunstfertigkeit, den Gesang der Vögel nachzuahmen, was ihn in enger Zusammenhang mit der Natur brachte und eine Stappe schuf, von wo aus die herrlichsten Erzeugnisse seiner Dichtkunst ihren Ausgang hatten. Der Aufenthalt in Lokaj in Ungarn kam seiner Entwicklung sehr zu statten. Der dortigen Landschaft, wo die Flüsse Theis und Bodrog sich vereinigen, rosenreiche Gärten einschließend, wo alle Büsche von Nachtigallen bevölkert sind, feurige Ungarreiter sich umhertummeln und Zigeuner in den Schenken zum Tanz aufspielen, die Lust, welche der feurige Wein anfaßt, bis zur Raserei steigend, haben wir die schönsten Lieder Renaus zu verdanken. Das Schicksal schleuderte Renau hin und her. Mit Studien, Reisen und Dichten beschäftigt, reiste der Plan in ihm, nach Amerika zu gehen. Er sagte: „Die Betrachtung des Menschenlebens in seinen mannigfachen Erscheinungen ist mir der größte Reiz, nach dem Reiz, den die Natur für mich hat. Sie bleibt meine liebste Freundin, denn das Menschenleben ist ohnehin nur das Bild der Natur. Ich reise nach Amerika und bin gekommen, etwa fünf Jahre dort zu bleiben. Der ungeheure Vorrat an Naturgenüssen ist in fünf Jahren kaum erschöpft. Da will ich meine Phantasie in die Schule der Urwälder schicken. Den Niagara will ich rauschen hören und Niagaralieder singen. Meine Phantasie lebt und webt in der Natur und in Amerika ist die Natur schöner, gewaltiger als in Europa. Ein ungeheurer Vorrat der herrlichsten Bilder erwartet mich dort, eine Fülle göttlicher Auftritte, denn jungfräulein und unberührt ist der Boden des Urwaldes. Ich fühle etwas in mir schlummern, ganz verschieden von dem, was bis jetzt war. Vielleicht wird das Unbekannte aufgeweckt werden von dem donnernden Ruf des Niagara. Wie schön ist doch der Name Niagara!“

Weiter schildert uns der Dichter die Fahrt den Rhein hinunter und über das Meer, sowie seinen Eindruck, den er bei seiner Ankunft in Amerika bekam. „Nie habe ich schönere Dörfer gesehen, so viel Ruinen und Kapellen, wechselnd mit frischen Wäldern und Weingärten, als am Rhein. Nur schade, daß die Menschen gar so flehig sind und jedes Fleckchen Erde händigen. Amsterdam ist ein wahres Ungeheuer von einer Stadt mit seinen Kanälen, Schiffen und Windmühlen. Mir wird schon übel, wenn ich einer Windmühle zusehe. Es sieht aus, wie ein besoffener Kerl, der mit ausgebreiteten Armen nach Luft schnappt. Ein schändlicher Anblick. Einen angenehmen Eindruck machen aber die Glodenspiele auf den Turmuhren, die uns so recht sacht und gelinde an die verlorenen Stunden mahnen, während der Glodenschlag auf den gotischen Türmen Deutschlands recht herb und bitter in die Seele klingt. Einige Blicke in die See waren mir bereits gegönnt. Ich glaube, ich werde eine leidenschaftliche Liebe zum Meere fassen. Ich sehe schon den Reichtum von gigantischen Ideen, die mir die Natur auf meiner Reise entgegenstreuen wird. Das Meer ist mir sehr zu Herzen gegangen. Zwei Hauptgründe haben sich in mir gebildet. Dieses Atlantische Meer und die österreichischen Alpen. Wenn auf der See jedes Klüftchen schweigt, jede Welle ruht und darüber sich der Himmel wölbt, mit welcher Sehnsucht denke ich zurück an meine lieben Berge. Das Meer hat sich aber auch in seiner Leidenschaft gezeigt. Rasende Winde und ungeheure Wellen kühlern das Schiff hin und her, so daß man nicht auf-

recht stehen konnte. Der Kampf mit den rohen Kräften der Natur ist aber gut.“

Renau schildert uns weiter seine Ankunft in Amerika und den Eindruck, den er hierbei gewonnen hatte. Seine Erwartungen haben sich dabei nicht erfüllt. „Der Anblick der Ufer war lieblich. Der Amerikaner hat aber keinen Wein und keine Nachtigall. Bruder, diese Amerikaner sind Krämerseelen! Sie sind tot für alles geistige Leben, mausetot. Die Nachtigall hat recht, daß sie bei diesen Wichten nicht einkehrt. Das scheint von erster poetischer Bedeutung zu sein, daß Amerika keine Nachtigall hat. Es kommt mir vor, wie ein poetischer Fluch. Eine Niagarastimme gehört dazu, um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Güter gibt, als die im Münzhaus geschlagenen. Man darf diese Kerle nur im Wirtshaus sehen, um sie für immer zu hassen. Eine lange Tafel, auf beiden Seiten Stühle, Speisen, meist Fleisch, bedecken den ganzen Tisch. Da ertönt die Fregglode und hunderte stürzen herein. Keiner sieht den andern an, keiner spricht ein Wort, jeder sieht auf die Schüssel, frißt hastig hinein, springt auf, wirft den Stuhl hin und eilt davon, um Dollar zu verdienen.“

Für den unruhigen Geist Renaus konnte es daher nicht langen Weile in Amerika sein. Er schloß einen Pachtvertrag ab, welches Unternehmen aber fehlschlug. Dieses mag dazu beigetragen haben, daß er auf den amerikanischen Geschäftsgeist so schlecht zu sprechen war. Renau wandte sich dem Niagara zu und kehrte bald wieder nach Europa zurück. Den Untergang der Indianer sah er kommen. „Stets weiter drängen uns die verfluchten Weichen vor der Mutter Erde. Den Wald verlassen wir, wo wir als Kinder schliefen, nach dem Wilde jagen, wo liebend wir ein teures Weib umschlossen und begraben sind unsere Toten. Darum Fluch den Weichen!“ So hat Renau seine Poesie in den Dienst dieser untergehenden Rasse gestellt, als Feind aller Unterdrückung und Despoten. Wir hören das Rauschen des Niagara, die Sehnsucht nach der Heimat aus seinen Liedern herausklingen, wir fühlen seinen Schmerz und seine Leiden und erkennen in ihm den Dichter der reinen Skepsis. Das Ringen nach absoluter Wahrheit und auch nach der subjektiven, die, aus dem innersten Kern des eigenen Beweises geboren, nichts Ueberkommenes an sich hatte, ist nirgends dichterisch mächtiger hervorgetreten als bei Renau. Ein düsterer Schatten legte sich auf sein Gemüt, sein Geist unermächtete sich und war schon sechs Jahre tot, bevor sein Körper der Auflösung verfiel. In Weidling bei Wien liegt Renau begraben. Wenn unsere Naturfreunde an diesem Orte weilen, so mögen sie nicht vergessen, seine Grabstätte aufzusuchen und im Stillen seiner Gedanken. Er war ein wahrer Freund alles Schönen, Erhabenen und Geheimnisvollen in der Natur. Wir setzen sein Klage lied der Indianer her:

Die drei Indianer.

Mächtig zürnt der Himmel im Gewitter,
Schmettert manche Rieseneich in Splitter,
Hobertönt des Niagara Stimme
Und mit seiner Wühe Flammenruhen
Peitscht er schneller die beschäumten Fluten,
Daß sie stürzen mit empörrtem Grimme.
Indianer stehen am nahen Strande,
Lautsch nach dem wilden Wogenbrande,
Nach des Waldes bangem Sterbgestöhne;
Greis der eine, mit ergrautem Haare,
Aufrecht überragen seine Jahre,
Die zwei anderen, seine starken Söhne.
Seine Söhne jetzt der Greis betrachtet
Und sein Blick sich dunkler jetzt unmachtet
Als die Wolken, die den Himmel schwärzen.
Und sein Aug verendet wüthre Wühe
Als das Wetter durch die Wolkensitze
Und er spricht aus tief empörten Herzen:
Fluch den Weichen! Ihren letzten Spuren!
Jeder Welle Fluch, worauf sie fuhren,
Die einst Bettler unseren Strand erflettert!
Fluch dem Windhauch dienbar ihrem Schiffe!
Hundert Klüde jedem Feuertiffe,
Das sie nicht hat in den Grund anschmettert!

Täglich übers Meer in wüder Eile
Fliegen ihre Schiffe; giftige Pfeile
Kesseln unsere Küste mit Verderben,
Nichts hat uns die Räuberdeut gelassen,
Als im Herzen tödlich bitteres Gassen:
Kommt, ihr Kinder, kommt, wir wollen sterben!
Also der Alte sprach und sie schneiden
Ihren Rachen von Uferweiden,
Drauf sie nach des Stromes Mitte ringen.
Und nun werfen sie weithin die Ruder,
Amverschlungen Vater, Sohn und Bruder
Stimmen an ihr Sterbelied zu singen.
Laut ununterbrochene Donner trachen,
Wühe flattern um den Todesnachen,
Ihn umtaumeln Wäden sturmesmunter;
Und die Männer kommen, fest entschlossen,
Singend schon dem Falle zugedrosen,
Und stürzen jetzt den Katarakt hinunter.

Mit dieser kleinen Auslese ist natürlich der Schatz in unserer Klassikerliteratur noch lange nicht gehoben. Wenn aber diese Darstellung dazu beiträgt, daß unsere Naturfreunde bei der Auswahl ihres Lesestoffs und Vortragsthematen zu der schönen Literatur greifen, so ist der Zweck vollständig erfüllt.

Allenlei.

Verstärkte Aufmerksamkeit. Der Herr Professor A. vermag — wie immer, wenn er sein Studierzimmer betritt — die ganze Welt um sich. Heute sieht zwar seine Frau ihrer Entbindung entgegen, aber das ist für den Herrn Professor kein Grund, die fest geregelte Tagesordnung nicht einzuhalten. So studiert er und studiert er, ohne auch nur einen Augenblick des freudigen Ereignisses zu gedenken, das seiner wartet. Da wird plötzlich die Tür aufgerissen und atemlos meldet das Stubenmädchen: „Herr Professor — Zwillinge sind gekommen!“ — „So — führen Sie sie ein!“ — „Zwei sind gekommen!“ — „So — führen Sie sie ein!“ — „Zwei sind gekommen!“ — „So — führen Sie sie ein!“

In einem kleinen Dorf in Hinter... gibt es zwei Aerzte. Der eine ist sehr beliebt, wird aber nur bis 11 Uhr abends geholt wegen des... Weins. Eines Abends erkrankt der Schornsteinfegermeister. Er hat zu viel kaltes Bier getrunken. Da der andere Arzt verreist ist, muß, trotzdem es schon Witternacht ist, der erste geholt werden. Er sah, wie gewöhnlich, beim Wein. Er kommt, steht nicht so ganz sicher auf den Beinen, hört etwas von gräßlichen Schmerzen und aufgetriebenem Leib. Er fühlt unter die Bettdecke, schüttelt den Kopf, schweigt und sagt schließlich: „Nur keine Angst, es wird alles gut gehen. In zwei Stunden ist das Kind da.“

Eingegangene Bücher und Zeitschriften.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können vor der Parteibuchhandlung bezogen werden.)
Die chronische Darmchwäche, das Grundübel des Kulturmenschen, ihr Einfluss auf alle Körperfunktionen und ihre Heilung. Von Dr. med. Poczłowski. (Preis 80 Pf.) 11. Aufl. Hof-Verlagsbuchhandlung Edmund Demme, Leipzig. Die chronische Darmchwäche und Stuhlverstopfung ist das am meisten verbreitete Uebel und die dadurch hervorgerufene Verunreinigung des Blutes die Grundursache der meisten Leiden; Lebers-, Lungen-, Herz-, Augen- und Ohrenleiden, Gicht, Rheumatismus, Zuckerkrankheit, Fettsucht, Nerven- und Nierenleiden, Hämorrhoiden, alle Katarakte usw. entstehen nur, wenn der Darm krank geworden ist, ebenso haben die meisten Magenkrankheiten die Ursache in träger Funktion des Darmes, und nur dann sind genannte Krankheiten zu heilen, wenn die Schladen, welche zur Verunreinigung des Blutes führen, aus dem Körper entfernt werden. Wie dieses möglich und die Darmchwäche zu beheben, lehrt das billige Büchlein.
Deutsche Industriebeamten-Zeitung. Zeitschrift für die sozialen Interessen der technischen Privatangestellten. Organ des Bundes der technisch-industriellen Beamten. Erschienen ist Heft 23 des 9. Jahrgangs. Aus dem Inhalt nennen wir: Ortsausschüsse der Vertrauensmänner der Angestelltenversicherung. Unsere erste Studienfahrt. Aus der Berufspraxis. Standesfragen usw.
Das gefährliche Alter oder: Die Wechseljahre der Frau. Gefahren, Verhütung und Behandlung. Von Dr. med. Kühner, Arzt und Herzogl. Kreisphysikus z. D. 4. Aufl. (50 Pf.) Hof-Verlag Edmund Demme, Leipzig.
Es gibt gewisse, in die Augen springende und auch ziemlich bekannnte acutia Gefahren in den Wechseljahren, dem Klim-